

Dieter Thomä: „Post-. Nachruf auf eine Vorsilbe“

## Wenn der Blick zurück die Zukunft verstellt

Von Günter Kaindlstorfer

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 13.04.2025

**Seit einiger Zeit ist alles irgendwie „post“ – von der „Postmoderne“ und dem „Postfeminismus“ über die „Postdemokratie“ bis hin zum „Postkolonialismus“. Dem Philosophen Dieter Thomä geht das gegen den Strich. Wer darauf pocht, sich in einer Zeit danach zu befinden, müsse dauernd auf die Zeit davor schielen – und habe womöglich keinen Sinn mehr für die Zukunft. meint Thomä.**

Was heißt das überhaupt, „Post-?“ „Post-“ bedeutet: Das Eigentliche ist schon vorbei. Was jetzt kommt, ist nur noch Ausklang, Echo, Epilog. Dieter Thomä ist das zu wenig.

„Die ‚Post‘-Leute gehen ein bisschen so vor wie Seefahrer, die die Segel hissen und die Anker nicht lichten. Sie geben vor, dass sie jetzt einen Schritt hinaus tun über etwas, deshalb sind sie ja auch nicht mehr einfach modern, sondern eben postmodern zum Beispiel. Aber sie schleppen eben das Alte mit. Und damit hat man meistens dann auch einen Knick in der Optik und ist nicht in der Lage, das, was jetzt ist und was kommen wird, angemessen zu erfassen.“

Bei der Vorsilbe „Post-“, handelt es sich um die erfolgreichste Erfindung der Geistes- und Sozialwissenschaften seit 1945, konstatiert Dieter Thomä. Wer dem „Postismus“ verfallen ist, bleibt dem, was er hinter sich lassen will, auf unauflösbare Weise verbunden.

### „Anti-“ war von anderem Kaliber

Früher waren andere Vorsilben schick, „Neo“ zum Beispiel, oder „Anti“. Auch diese Präfixe referierten auf Vorangegangenes, im „Antiroman“ etwa oder im „Antihelden“, sie wirkten aber deutlich weniger demobilisierend als das temperamentlos-ermüdende „Post“. Da war „Anti-“ von anderem Kaliber:

„Die Vorsilbe Anti- entfaltet – im Guten, aber auch im Schlechten – eine hohe mobilisierende Kraft. Man denke an Antifaschismus, Antiimperialismus und Antikommunismus.“

Dieter Thomä

### Post-. Nachruf auf eine Vorsilbe

Suhrkamp Verlag

399 Seiten

28,00 Euro

Das waren halt noch Bewegungen, die mit Schmackes zur Sache gingen, wie immer man sie im Einzelnen auch bewertete. „Post“ hingegen hat einen etwas faden Beigeschmack, wirkt temperamentlos, sich mutlos nach allen Seiten hin absichernd.

„Stellen Sie sich vor, die französischen Revolutionäre wären 1789 vor der Bastille gestanden und hätten gerufen: ‚Es lebe der Postfeudalismus!‘ Oder stellen Sie sich vor, Karl Marx hätte das ‚Manifest der postkapitalistischen Partei‘ veröffentlicht und hätte gedacht, irgendjemanden hinterm Ofen hervorzulocken damit. Die Leute hätten ihn ausgelacht.“

Auf knapp 400 Seiten schreitet Dieter Thomä – emeritierter Professor für Philosophie an der Uni St. Gallen – zur launigen Generalabrechnung mit dem, was er „Postismus“ nennt. Das „postdramatische Theater“ und das „postfaktische Zeitalter“ lässt der 65-Jährige außen vor. Thomä konzentriert sich auf drei philosophische Großbaustellen: „Postkolonialismus“, „Postmoderne“ und „Posthistoire“:

### **Die Posthistoire**

„Diese Posthistoire ist ein gutes Beispiel dafür, dass die Postisten fast immer mit so einer Ambivalenz arbeiten. Sie sind stolz darauf, etwas hinter sich gelassen zu haben und haben dann gleichzeitig Phantomschmerzen, weil das, was sie hinter sich gelassen haben, doch irgendwie noch in ihren Wünschen herumspukt.“

Im Falle der „Posthistoire“ wird die Überzeugung wirksam, dass die großen geschichtlichen Kämpfe ausgekämpft sind. Grundlegende Neuerungen seien nicht mehr zu erwarten. Die Hohepriester der „Posthistoire“ glaubten erkannt zu haben, dass es nach der Menschheitskatastrophe des Zweiten Weltkriegs nur noch um das Verwalten des Bestehenden gehe. In Deutschland war es der konservative Philosoph Arnold Gehlen – in jüngeren Jahren NSDAP-Mitglied – der die Rede vom „Posthistoire“ nach dem Krieg in die Hörsäle trug. Die Kombination von Konsumgesellschaft und bürokratischer Herrschaft sollte die Epoche geschichtlicher Großumwälzungen ein für allemal ablösen.

Anfang der 1990er Jahre wird der US-Amerikaner Francis Fukuyama erneut das „Ende der Geschichte“ ausrufen. Mit dem Fall des Eisernen Vorhangs hätten Kapitalismus und liberale Demokratie den Sieg über die Totalitarismen des Zwanzigsten Jahrhunderts davongetragen, jubelte Fukuyama. Das Ziel der geschichtlichen Entwicklung wäre damit, ganz im Sinne Hegels und Alexandre Kojèves, erreicht. Ein Befund, über den Dieter Thomä heute nur den Kopf schütteln kann:

„Ich glaube nicht an ein Ende der Geschichte, weil in diesem Weltbild, das zum Beispiel Fukuyama vertritt, der Wurm drin ist, ein tiefer Widerspruch – wie wir ihn jetzt auch alltäglich beobachten. Das heißt, Fukuyama muss sich ja eine ganz geschlossene Welt vorstellen, eine stabile Welt vorstellen, damit die Geschichte an ein Ende kommt. Nur, die Welt, die er da beschreibt, die besteht eigentlich aus zwei Hälften. Die eine Hälfte ist Demokratie, und die andere Hälfte ist Kapitalismus. Wir lernen schmerzlich heute, dass zwischen Demokratie und Kapitalismus ein unglaublich scharfer Widerspruch herrscht. Dass diese zwei Ideen nicht, wie man lange geglaubt hat, irgendwie harmonisch zusammenpassen, dass die wirtschaftliche Freiheit und die politische Freiheit sich so irgendwie die Hand geben und damit dann die Welt auf einen guten Weg kommt.“

## **Die Postmoderne**

Womit wir beim zweiten großen „Postismus“ wären, dem Dieter Thomä in seiner philosophischen Tirade die Luft auslässt: der Postmoderne. Der in Berlin lebende Philosoph verortet ihre Anfänge unter anderem in den Schriften des US-amerikanischen Dichters Charles Olson, der zu Beginn der Eisenhower-Ära als einer der Ersten einen Abgesang auf die Moderne anstimmte. Olson, ein Freund des Lyrikers Robert Creeley und des Komponisten John Cage, postulierte den radikalen Bruch mit der modernen Rationalität:

„Der Ausdruck ‚postmodern‘ spielt in Charles Olsons... Texten schon Anfang der 1950er Jahre eine zentrale Rolle. Es müsse zur Kenntnis genommen werden, so sagt er, ‚that the present is post the modern‘. Olson setzt den Mythos gegen die Moderne, schreibt 1952 ‚voll Bewunderung‘ einen Brief an Carl Gustav Jung und beschäftigt sich intensiv mit indigenen Kulturen. ‚Hässlich‘ und ‚langweilig‘ sei der westliche Mensch, der nur eines könne: ‚zerstören, zerstören, zerstören‘. Um dem ökonomischen, technischen und militärischen Zerstörungswerk der Moderne entgegenzutreten, plädiert Olson für eine radikale Abkehr vom Fortschritt, was bedeutet, dass er grundsätzlich mit der Vorstellung von Zeit als historischer Entwicklung, als linearem Ablauf bricht. Dagegen stellt er zwei andere Formen des Umgangs mit der Zeit, die in Extremerfahrungen führen, welche entgegengesetzt sind und sich doch berühren. Einerseits sucht Olson die Entzeitlichung, den Umstieg vom Geschichtlichen ins Zeitlose und Unveränderliche. Dafür stehen Natur und Mythos. Andererseits möchte er die Zeit vergessen machen, indem er sich dem Augenblick hingibt.“

Der Literaturkritiker Leslie Fiedler führte den Begriff „Postmoderne“ eineinhalb Jahrzehnte später in die Literaturwissenschaft ein. Zum Ausklang der Roaring Sixties stellte Fiedler der gesamten literarischen Moderne – von Marcel Proust und Thomas Mann bis hin zu Alain Robbe-Grillet – den Totenschein aus.

„Die Abgrenzung von der Moderne, die der postmodernen Erlösung vorausgeht, lässt sich bei Fiedler auf ein einziges zentrales Motiv zurückführen, welches perfekt zum Jahr 1968, also zur Studentenrevolte, passt. Es ist die Absage an ‚hierarchische Denkformen jeder Art‘. Abgetragen wird die Mauer zwischen Hochkultur und Popkultur sowie zwischen Künstler, Kritiker und Publikum, die als Relikt einer ‚überholten Klassengesellschaft‘ angesehen wird. Verworfen werden die Hierarchie zwischen Rationalität und Sinnlichkeit und der ‚Vernunftglaube‘.“

### **Skepsis an der Moderne war bereits Teil der Moderne**

„An der Postmoderne kann man gut nachvollziehen, mit welcher Taktik die sogenannten Posttheoretiker vorgehen. Diese Taktik besteht im sogenannten ‚Retrofitting‘. Dieses Kunstwort meint ja eigentlich, dass man sich im Rückblick etwas so zurechtlegt, wie es einem passt. Entsprechend ist die Postmoderne so vorgegangen, dass sie sich die Moderne, von der sie sich abgrenzen wollte, erst mal selbst zurechtgelegt hat. Sie hat sich eine Moderne vorgestellt, die mit Unterdrückung, Herrschaft über die Natur, Herrschaft über das Triebleben, Herrschaft über andere Menschen, Untergebene, Untertanen usw. zu tun hat. Die Moderne, die dabei irgendwie unter die Räder kommt, ist die Moderne der Menschenfreundlichkeit, die es natürlich auch gegeben hat, also eine Moderne, die von Solidarität und dem Gefühl, gemeinsam mit anderen Menschen das Schicksal in die Hand zu

nehmen, getragen war. Insofern ist die Abgrenzung dann auch ein bisschen gewollt, die die Postmoderne betreibt. Es ist ein Pappkamerad, den sie bekämpft.“

Die Moderne als geschlossene Veranstaltung hat es nie gegeben, führt Dieter Thomä in seinem Buch aus. Vielmehr war die Moderne immer auch: Skepsis der Moderne gegenüber.

„Ein typischer Grundzug der Moderne ist, dass sie ihr bester Kritiker ist. Der Modellfall ist Jean-Jacques Rousseau, der, bevor überhaupt die Entfremdung so richtig gegriffen hat, die der Kapitalismus produziert, die Entfremdung kritisiert hat.“

Die Postmoderne ist in den 2000ern nach und nach verröchelt. Dennoch zeitigt sie bis heute spürbare Nachwirkungen. Den Trend zur „Diversität“ beispielsweise. Man kann den aber nicht nur positiv, sondern auch kritisch sehen – als Tendenz zur Entsolidarisierung, findet Dieter Thomä:

„Es war ja in der Postmoderne ganz wichtig, diese großen Erzählungen zu zerstören und viele kleine Erzählungen zu generieren. Es war wichtig, objektive Wahrheiten infrage zu stellen. Und dabei bleibt dann unterm Strich eine Entwicklung, die durchaus ihre Tücken hat, nämlich eine Entwicklung, in der jeder sich eigentlich daran erfreut, dass er anders ist – oder sie, oder wie auch immer jetzt das Pronomen lautet; dass sie anders sind als alle anderen. Also der Genuss am Anderssein hat eigentlich den Genuss, etwas gemeinsam zu schaffen, abgelöst. Als wäre das schon automatisch toll, wenn man irgendwie divers ist vom anderen. Divers heißt wörtlich, man wendet sich ab vom anderen. Das ist eigentlich gar nicht so eine tolle Sache.“

### **Der Postkolonialismus**

Das mag für viele provokant klingen, aber es zeigt: Dieter Thomä hält, trotz einer gewissen Wertschätzung für die Segnungen der „Diversity“, an einer der Kardinaltugenden der klassischen Moderne – so wie Linke sie begreifen – fest: am Glauben an die Macht der Solidarität. Dass Thomä Modernist ist, einer, der trotz gewisser Einwände die Errungenschaften der Aufklärung hochhält, zeigt sich auch in seinen Einlassungen zum dritten großen „Ismus“, dem er in seinem Buch analytisch zu Leibe rückt: dem Postkolonialismus. Dieser Bewegung – der lebendigsten unter den „Großen Drei“, die er sich vorgeknöpft hat – kann Thomä vom Grundsatz her einiges abgewinnen.

„In einem ersten Schritt stellt sich der Postkolonialismus die Aufgabe, die Erinnerung an die von den Kolonialmächten betriebene Vernichtung, Verachtung und Ausbeutung der Menschen in den Kolonien wachzurufen oder wachzuhalten. Er will den Westen daran hindern, den kolonialen Anteil seiner Geschichte und Identität zu verleugnen oder zu den Akten zu legen.“

In der Auseinandersetzung mit Frantz Fanon, Edward Said, Walter D. Mignolo, Gayatri Spivak und anderen führenden Köpfen des sogenannten Postkolonialismus arbeitet Dieter Thomä allerdings heraus, dass es diesen Postkolonialismus als geschlossenes System gar nicht gibt. Was es gibt, sind verschiedene Schulen und Fraktionen, zum Teil miteinander verfehdet, die unter der Bezeichnung „Postkolonialismus“ gelabelt werden, auch wenn sich einzelne ihrer Vertreter, der Kameruner Achille Mbembe zum Beispiel, dagegen wehren, der postkolonialistischen Denkschule zugerechnet zu werden.

„Der Postkolonialismus lebt von Widersprüchen. Deshalb fällt es schwer, zu ihm (im Singular) Stellung zu beziehen. Die Gegner des Postkolonialismus, die übrigens von rechts und von links kommen, stellen ihn an den Pranger – als wüssten sie bestens über ihn Bescheid. Angesichts der unübersichtlichen Lage empfiehlt es sich, nicht gleich zu urteilen, sondern erst das zu tun, was sich für einen versierten Skifahrer von selbst versteht: Man muss die Piste gut besichtigen.“

Das tut Dieter Thomä mit einer gewissen Hingabe. Er grenzt die verschiedenen Fraktionen postkolonialen Denkens voneinander ab – den sogenannten „Dolorismus“ etwa von den Apologetinnen und Apologeten der „Hybridität“ –, um dann zum Schluss zu kommen, dass die Vorsilbe „Post“, vor den Kolonialismus gepappt, schlicht und einfach ungeeignet ist, die Realität heutiger Ausbeutungs- und Übervorteilungsverhältnisse in ihrer ganzen Komplexität zu beschreiben.

Wogegen Dieter Thomä besonders scharf Stellung bezieht: dass Theoretikerinnen wie etwa die indisch-amerikanische Literaturwissenschaftlerin Gayatri Spivak den Universalismus der westlichen Aufklärung als kulturimperialistisches Diktat interpretieren. Die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ wäre demnach nichts anderes als ein Herrschaftsinstrument des westlichen Expansionismus, mit dem die ehemals geknechteten Kulturen aufs Neue unterjocht werden sollen. Da kann Thomä nicht mit:

„Ja, das ist ein ganz wichtiger Punkt. Wie geht man eigentlich mit der Auffassung um, in denen von uns als Menschen die Rede ist, in denen wir alle gemeint sind. Voraussetzung jeder Idee von Menschenrechten ist ja, dass es überhaupt so etwas gibt wie Menschen. Dass wir alle Menschen sind, und dass für uns alle das Gleiche gilt. Die Strategie der meisten postkolonialen Kritiker ist dann zu sagen: Ihr seid scheinheilig. Die Verfechter der Menschenrechte sind scheinheilig, weil sie von Menschenrechten reden, aber nicht alle Menschen meinen. Sie meinen nicht die Frauen. Sie meinen nicht die Sklaven. Sie meinen nicht die Schwarzen. Und jetzt ist die Frage, wie geht man mit dieser Kritik um? Realpolitisch ist es ja tatsächlich so, dass das Frauenwahlrecht, auch schon allein in westlichen Ländern, in der Regel erst im 20. Jahrhundert eingeführt worden ist. Sind dann deshalb diese Menschenrechte, die im späten 18. Jahrhundert erklärt worden sind, falsch – oder ist nur die Umsetzung unzureichend? Und ich gehöre dann doch zu denen, die sagen: Wir haben hier ein Umsetzungsproblem. Wir haben nicht ein Problem mit der Idee, dass ich mich verbunden fühlen will mit allen Menschen auf dieser Welt.“

### **Was kommt nach Post-?**

Dieter Thomäs Nachruf auf die Vorsilbe „Post-“ ist ein ebenso Streitbares wie anregendes Buch, voll herrlicher Sottisen und strahlender Sentenzen. Ein bisschen philosophische Vorbildung wird es wohl brauchen, will man die Lektüre des Bandes in vollen Zügen genießen. Bleibt nur die Frage: Was kommt nach dem „Postismus“? Irgendwas mit „Post-“ kann es ja wohl nicht sein:

„Der heikelste Punkt für mich beim Schreiben dieses Buches war: Wie gehe ich mit der Erwartung der Leserinnen und Leser um, dass ich nach dem Vernichtungswerk, nach der Polemik gegen den ‚Postweg‘ jetzt einen anderen ‚Ismus‘ aus dem Ärmel zaubere – was ich aber nicht will. Diesen Größenwahn, den finde ich in meiner Seele nicht. Was ich aber

empfehle am Schluss des Buches, ist die ‚Schwellenlust‘. Also kein ‚Ismus‘, sondern eine bestimmte Lebenshaltung. Die Sprache hat uns leider das Wort ‚Schwellenangst‘ gegeben, aber sie hat versäumt, uns das Wort ‚Schwellenlust‘ zu geben, denn die gibt es ja auch. Ich plädiere für die ‚Schwellenlust‘ als eine Haltung, die uns aufruft, bewusst diesen Schritt zu tun, indem wir zukünftige Möglichkeiten in Wirklichkeiten verwandeln.“

Damit legt Dieter Thomä dem Publikum etwas erfrischend Unzeitgemäßes ans Herz: Lust an der Zukunft. An einer solidarischen und demokratischen Zukunft wohlgermt. Andererseits: Vielleicht setzen Donald Trump und die Internationale der Autokraten, die derzeit vielerorts das Sagen haben, die Welt demnächst in Brand – und kreieren damit eine neue Epochenbezeichnung. Dann könnte es – Gott bewahre – noch so weit kommen, dass wir uns nach den Zeiten zurücksehnen, in denen alles so anheimelnd „post-“ war.